

1 Psychiatrische Pflege – eine Einleitung

Das Ganze ist mehr als die Summe seiner Teile.

1.1 Gebrauchsanweisung

Puzzeln ist eine Kunst. Ein Puzzle besteht aus kleinen Teilen. Anfangs ist es eine ungeordnete Summe von verschieden geformten Elementen. Die einzelnen Teile stehen aber nicht für das Ganze, nein, das Ganze bestimmt die Elemente. Aus den einzelnen Teilen kann aber nicht auf das Ganze geschlossen werden.

Wenn wir jedes Element genau kennen, dann haben wir immer noch keine Kenntnis über das Ganze. Auch wenn wir jeden Baustein drei Tage lang anschauen, alles über seine Form wissen, sie vielleicht vermessen haben, die Farben genau bestimmt, vielleicht sogar analysiert haben, die Striche und Linien darauf genau untersucht haben, kennen wir noch nicht das Ganze.

Die Teile eines Puzzles lassen sich klassifizieren in einige große Gruppen, die Gemeinsamkeiten aufweisen:

Die Männchen



die stehenden Männchen



die verformten stehenden Männchen



die laufenden Männchen



die verformten laufenden Männchen

Die Doppelkreuze



die normalen Doppelkreuze



die verformten Doppelkreuze

Die einfachen Kreuze



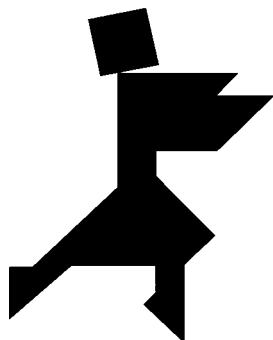
Allein die Verbindung der Bausteine mit anderen Bausteinen lässt ein Bild bzw. eine Gesamtform entstehen. Sie entsteht, sobald die Bilder wieder zusammengesetzt sind und die Teile die richtige Anordnung gefunden haben.

Ein sehr altes Puzzle ist das Tangram. Es hat sieben verschieden geformte Einzelteile. Sie müssen zu immer wieder neuen Figuren zusammengesetzt werden. **Wichtig:** Kein Teil darf übrig bleiben.

Anhaltspunkt für das Zusammensetzen ist nur die Form der Teile und eine Vorlage, wie das Gesamtbild aussehen soll. Schon kleinste Veränderungen in der Formzusammenstellung verändern das Aussehen der Figur radikal.

Ist eine Figur fertig, verschwinden alle Einzelteile quasi in einem Gesamtbild und werden fast unkenntlich. Keine Linien, keine unterschiedlichen Strukturen, nein, alles gleich. Die Figur ist wie ein Schattenbild mit einem Umriss und die Oberfläche gleichmäßig dunkel.

Zwei Beispiele:



Das Ergebnis entspricht gleichzeitig der Vorlage, von der man ausgegangen ist. Das Ziel, das es zu erreichen gilt, ist somit das vorgegebene Gesamtbild.

Und dann sind da die Puzzle mit Bildern wie Blumen, Kirchen, Bergen, Häusern, Brücken oder ganzen Landschaften. Aber Vorsicht, das Puzzle und diese wunderschönen Motive haben Tücken.

Es entstehen schon Probleme bei dem Prozess des Zusammensetzens. Wie ist die zufällige Anordnung der Teile auf dem Tisch, die aus dem Karton geschüttet werden? Ist vielleicht ein Teil auf den Boden gefallen (unter den Sessel)? Oder liegt ein Teil unbemerkt unter einem anderen?

Die Kunst des Puzzles beginnt im Grunde genommen aber viel früher. Sie beginnt bei der Herstellung. Dort stellen sich alle Fragen, die der Spieler lösen muss. Nicht rein zufällig entstehen die Probleme beim Zusammensetzen, sondern sie sind teilweise vorher festgelegt. Die Puzzleteile sind Träger von trügerischen Informationen. Viele Tücken sind von Anfang an eingebaut.

Da ist das blaue Element, das genau an eine Stelle passt, wo der Himmel ist. In Wirklichkeit gehört es aber zu dem See, in dem sich der Himmel spiegelt. Oder das grüne Teil, das scheinbar unten links in die Wiese gehört, es ist aber Teil des Fensterladens in der Mitte rechts.

Ein Teil darf selten vordergründig gesehen werden. Es steht im Zusammenhang mit den anderen Teilen, mit dem Vordergrund, mit dem Hintergrund und mit den angrenzenden Teilen. Nur durch Hinschauen, durch genaues Beobachten, durch Vergleichen, durch Kombinieren, durch Ausprobieren vielleicht durch Hilfestellung anderer Personen kann das Problem gelöst werden.

Somit ist das Puzzle, auch wenn man es zunächst glauben mag, kein solitäres Spiel.

Die Gebärde, die der Spieler macht, die Gesten, die Handbewegung, das Tasten, das Suchen, die Enttäuschung und die Frustration, die Freude, das Gelingen ist immer im Zusammenhang mit dem Gesamtbild und dem angestrebten Gesamtergebnis zu sehen.¹

Genauso ist es mit der Psychiatrischen Pflege und dem Gesamtbild des Menschen.

1.2 Gebrauchsanweisungen aus persönlicher Sicht

Gebrauchsanweisungen sind übersichtliche, einfache und allgemeinverständlich formulierte Erläuterungen zur Anwendung. Manchmal sind sie zum besseren Verständnis bebildert.

Wenn wir einmal Lehrbücher über Pflege nehmen, so könnte man sagen, es sind Gebrauchsanweisungen zum Umgang mit kranken Menschen.

Philosophien, Religionen, Weltanschauungen sind Gebrauchsanweisungen für ein gutes und wertvolles Leben im Sinne eines komplexen Menschen- und Weltbildes.

Der Unterschied zu herkömmlichen Gebrauchsanweisungen ist, dass das Objekt kein fester Gegenstand bzw. kein Gerät, sondern ein Mensch ist. Knaurs Lexikon sagt dazu: „Mensch, als Gattung *homo* genannt, gliedert sich in zahlreiche sich überschneidende Typenkreise (= Rassen. Anm. des Verfassers) u. Hormonaltypen, Volks- u. Berufstypen, Altersstufen,

1 Nach einer Idee von Georges Perec: Das Leben. Gebrauchsanweisung. 3. Aufl. Frankfurt/Main: Zweitausendeins 1998

Geschlechter ...“ (Knaurs Lexikon, München 1995, S. 605.). Der einzelne Mensch besteht aus einer Unzahl von einzelnen sehr empfindlichen Teilen, die nach einem bisher nur unzulänglich erklärbaren System funktionieren.

Wer sich zur Behandlung der Psyche zum Psychologen begibt, hat oft Angst, dass er auseinander genommen und nicht wieder richtig zusammengesetzt wird. Diese landläufige Meinung ist mit einem Puzzle vergleichbar, dessen Teile nicht richtig zusammengesetzt sind.

Beim Puzzle fällt das auf, aber beim Menschen? Wer übernimmt die Kontrolle, dass kein Fehler passiert ist? Gerade bei der Psyche ist das schwierig. Ist die Funktionsfähigkeit eigentlich wieder richtig herzustellen? Wer hat einen Überblick über vorher und nachher und wird das Ergebnis überhaupt kontrolliert? In der Psychiatrie gibt es ähnliche Vorbehalte. Das ist übertragbar auf die Erwachsenenbildung.

Wenn ich vor einer Gruppe von neuen Lehrgangsteilnehmern sitze, dann habe ich bestimmte Vorinformationen aus den Bewerbungsunterlagen. Ich habe von jedem quasi bestimmte Teilinformationen, die aber oft trügerisch sind. Da habe ich z. B. Bilder erhalten, die der vor mir sitzenden Person nur entfernt ähnlich sehen, teils sehen die Teilnehmer netter aus als auf dem Bild getroffen oder älter, weil das Bild vor langer Zeit aufgenommen wurde. Ich habe bestimmte Informationen über den beruflichen Werdegang, die Person gibt sich aber anders, als es die Ausbildung erwarten lässt. Über die sprachliche Gewandtheit, über den Tonfall, über die Tonlage der Stimme und über die Lautstärke habe ich gar keine Informationen, es sei denn, ich habe den Teilnehmer vorher gesprochen. Und wie ist es erst mit seiner beruflichen Erfahrung? In vielen Bereichen hat er mehr Erfahrung als ich. Muss ich Angst vor seiner Kompetenz haben, ist er mir überlegen? Oder hat er vielleicht wenig Kenntnis, überfordere ich ihn leicht oder überfordere ihn die anderen Gruppenteilnehmer?

Die so genannte Bedingungsanalyse gibt mir trügerische Informationen und eine trügerische Gewissheit, die Teilnehmer zu kennen. Bei Beginn eines Lehrgangs ist die Angst des Lehrers vor dem Unbekannten ein Ausdruck von hoher Qualifikation.

Und wie ist es erst bei den Teilnehmern! Sie kennen die eingereichten Unterlagen der anderen Teilnehmer nicht, sie kennen den Anfahrtsweg nicht, sie kennen die Räume nicht, sie kennen das Programm des ersten Tages höchstens oberflächlich. Sie wissen nicht, was von ihnen verlangt wird, sie kennen oft nicht einmal den Dozenten.

2 Selbsterkenntnis ist der erste Weg zur Besserung

Kennen Sie die Brechtgeschichten von Herrn Keuner? Hier ist eine davon, sie heißt „Das Wiedersehen“: Ein Mann, der Herrn K. lange nicht gesehen hatte, begrüßte ihn mit den Worten: ‚Sie haben sich gar nicht verändert.‘ ‚Oh!‘ sagte Herr K. und erlebte.

Die Psychologie möchte uns als höchstes Gut die Verwirklichung einiger Aussagen beibringen, die unsere Persönlichkeit ausmachen sollen: „Ich bin, wie ich bin.“ „Ich bin ok., Du bist ok.“ Dann ist da noch die Pädagogik: Lebenslängliches Lernen – Entschuldigung! Es muss heißen lebenslanges Lernen.

Was ist denn nun richtig? Gibt es überhaupt richtig und falsch?

Das wusste ich zu Beginn meiner Lehrtätigkeit auch nicht. Ich habe nur gemerkt, dass ich mit dem, was ich gelernt hatte, gut über Krankheitsbilder Bescheid wusste, Blut abnehmen konnte, die Venen besser als manch neuer Arzt fand und i. v. Injektionen geben konnte. Dass ich letzteres besser nicht getan hätte, habe ich erst später gelernt. Zum Glück ist nichts passiert.

Wie Patienten in der Psychiatrie gepflegt werden, lernte ich von den älteren Schwestern und Pflegern, die gut in der Praxis waren. Heute ist alles anders. Eines meiner „Aha-Erlebnisse“ kam in der Weiterbildung der Krankenpflegehochschule. Hier lernte ich zum ersten Mal Gruppenarbeit und die Auseinandersetzung mit Themen in Form von Diskussionen kennen. Es gab keine Rezepte.

War denn nun alles richtig? War alles falsch? Was war denn nun richtig? Was war falsch? Was meint denn der Fachmann (= Dozent) dazu? Kann denn jede Meinung relevant sein?

Diesem Buch liegt ein einziges Rezept zugrunde:

Der Dozent gibt den Rahmen für die Teilnehmer, damit sie für sich herausfinden können, was richtig und falsch ist.

Der Dozent:

- liefert das Spielmaterial,
- sorgt für Transparenz
- versucht jeden zu akzeptieren,
- schafft eine angenehme Atmosphäre,
- ist bereit, sich kritisieren zu lassen
- und glaubt an das Gute im Menschen

Dieses Buch soll das Spielmaterial liefern. Alles andere müssen Sie sich selbst erarbeiten.

Das Spielmaterial

Beispiel 1:

Das Thema einer (fiktiven) Fortbildungstagung lautet: „Kundenorientierung am Beispiel der Aufnahme in der Psychiatrie“. Ein bekannter Fachdozent, der viele Bücher veröffentlicht hat, soll einen Vortrag von 40 Minuten zum Thema halten.

Dass dieser Vortrag für jeden Einzelnen viel bewirkt, halte ich für trügerisch. Ein Teil der Zuhörer ist vielleicht nur gekommen, um gesehen zu werden, oder weil der Arbeitgeber die Kosten für die Reise übernommen hat. Einige sind vielleicht da, weil sie ihren Partner/ihre Partnerin begleiten. Die Dame in der dritten Reihe überlegt die ganze Zeit, ob der Dozent privat nett ist oder ob er da auch nur Vorträge hält und ob er noch zu haben ist. Günstigenfalls werden einige der Zuhörer über einige Ausführungen des Dozenten zum Nachdenken ange-regt, wenn sie auch nicht mit allem einverstanden sind, was er sagt.

Beispiel 2:

Ein anderer Dozent – dasselbe Thema:

Der Dozent hat einen halben Tag Zeit. Er gibt eine ganz kurze Einführung über das heute oft gebrauchte Wort „Kunde“ und die Bedeutung der Aufnahme für die weitere Pflege und Behandlung. Danach verteilt er Aufgaben. Es werden vier Gruppen gebildet. Jede Gruppe erhält eine der folgenden Fragen:

- Mit welchen Vorerfahrungen bezüglich Ihrer Einrichtung und in Bezug auf die Erkrankung kommen die Klienten?
- Wie gehen Sie mit der Angst um, wenn ein Klient als aggressiv angekündigt wird?
- Mit welchen Ängsten und Befürchtungen kommen die Klienten, und wie gehen Sie damit um?
- Wie würden Sie gerne auf Ihrer Station als Klient empfangen werden?

Bitte stellen Sie jeweils eine Szene vor, in der das Problem deutlich wird und machen Sie im Spiel einen Lösungsvorschlag.

Die Teilnehmer werden gefragt, welches Thema sie wählen möchten. Die Gruppen werden nach Interessenlage zusammengestellt. Die Teilnehmer bekommen eine festgelegte Zeit zur Erarbeitung.

Anschließend werden die Ergebnisse im Plenum vorgetragen und diskutiert.

Wenn Sie auch der Meinung sind, dass die zweite Szene einen größeren Lerneffekt hat und die zusätzlich investierte Zeit sinnvoll ist, dann liegen Sie auf der Linie dieses Buchs. Ich bin der Ansicht, dass der Dozent lediglich das Material und die Anlässe zur Verfügung stellen kann, die Teilnehmer sich aber selbst ihre Meinung bilden sollen.

Den Umgang mit Menschen kann man nicht auswendig lernen. Man muss ihn an sich selbst und im Kontakt mit anderen erfahren.

Das Beispiel Szene 2 ist übrigens ein nur leicht modifiziertes Beispiel aus dem praktischen Teil dieses Buches: → 2.2.6

Lernen in der Praxis

Natürlich kann man richtiges Handeln auch bei der praktischen Arbeit lernen, und die Refle-xion ist dort ein sehr wichtiges Mittel der pfliegerischen Arbeit. Verschiedene Umstände spre-

chen aber dagegen, grundsätzliche berufliche Qualifikationen immer in Form von learning by doing zu erwerben, oder verbieten diese Vorgehensweise geradezu:

- Der Klient hat ein Recht auf fachlich qualifizierten Umgang.
- Der Klient ist keine Versuchsperson.
- Es ist ethisch verwerflich, am Klienten verschiedene Verhaltensweisen zum Zweck der Ausbildung auszuprobieren.
- Vom Personal wird von vorn herein fachlich qualifiziertes Arbeiten erwartet.
- Es bestehen Vorbehalte, die eigene Arbeitsweise von Kollegen kontrollieren zu lassen.
- Zeitmangel und Personalknappheit erlauben keine ständige Reflexion.

Anmerkung:

Ich habe in diesem Buch fast durchweg die männliche Form gewählt. Es ist aus Gründen der Lesbarkeit nicht möglich, beide Formen gleichzeitig zu wählen. Allen Frauen und Kolleginnen möchte ich aber aus eigener Unterrichtserfahrung sagen, dass es oft das weibliche Geschlecht war, das eher bereit war, seine Arbeitsweise zu reflektieren und zu hinterfragen und sich verbal einzubringen.

Im praktischen Teil habe ich den so genannten pluralis majestatis (die Wir-Form) benutzt. Ich halte das für gerechtfertigt, weil die Übungen und das methodische Vorgehen aus der Erfahrung mit anderen Menschen entstanden sind. Es waren die Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die den Unterricht lebendig gestaltet haben und mit ihrem Fachwissen und ihrer praktischen Erfahrung neue Wege gegangen sind.

Auf ausführliche Literaturlisten haben wir verzichtet. Bei der im Moment noch nicht zu zahlreichen Pfliegeliteratur waren Fachzeitschriften oft eine brauchbare Grundlage für den Unterricht. Alle verwendeten Quellen sind angegeben.

Eine der wichtigsten Fundgruben für Beispiele aus der Praxis sind die Examensarbeiten der Teilnehmer/innen der Lehrgänge. Als Lehrgangs- und Institutsleiter habe ich die Teilnehmer/innen dabei beraten und begleitet. Viele „Schätze“ werden hier das erste Mal der Fachöffentlichkeit präsentiert. Wir hoffen, damit nicht nur die Motivation „unserer“ Teilnehmer, sondern auch die Effektivität der verwendeten Unterrichtsmethoden belegen zu können. Namen und Daten in den zitierten Beispielen wurden in Absprache mit den Autoren geändert. Einige Autoren wollten anonym bleiben. Aufgrund der besseren Lesbarkeit wurden alle Textzitate an die neue Rechtschreibung angepasst. Zitate aus Examensarbeiten wurden teilweise hinsichtlich Rechtschreibung und Interpunktion leicht überarbeitet.

Alle Texte und Arbeitsblätter ohne Quellenangabe sind vom Verfasser selbst erstellt.

3 Der pädagogische Hintergrund

3.1 Allgemeines

Das Buch wendet sich nicht an Laien, sondern will Lehrern für Pflegeberufe, Erwachsenenbildnern, Dozenten und erfahrenen Unterrichtenden Anregungen für den Unterricht in psychiatrischer Pflege geben.

Wir haben deshalb i. d. R. auf die Formulierung von Lernzielen verzichtet. Wir halten sie natürlich nicht für überflüssig, sie hätten den praktischen Teil aber unnötig aufgebläht.

Wir schreiben keine Abhandlung über z. B. fragend-erarbeitenden Unterricht, Durchführung von Gruppenarbeit, Vortragsgestaltung, Diskussionsleitung. Wir gehen auch nicht auf Medien ein. Die Fähigkeit zur Anwendung von Moderationsmethoden wird ebenfalls als bekannt vorausgesetzt.

Das Buch bietet aber auch allen Interessierten Einblicke in die vielfältige Problematik menschlicher Fähigkeiten und Probleme.

3.2 Die Erziehung zum Gespräch

Unsere Vorstellungen finden wir am besten bei Bollnow wiedergegeben. Er spricht von der Erziehung zum Gespräch, die auf die Fähigkeit und Bereitschaft zum Gespräch hinausläuft.¹ Aus unserer Sicht ist das eine der wesentlichen Fähigkeiten, die Pflegende besitzen müssen. Die Theorie soll auch hier kurz sein. Wir zitieren deshalb noch einmal Bollnow. Nähere Ausführungen können Sie in der pädagogischen Literatur finden.

„Damit es aber zu einem solchen beglückenden Gespräch kommt, müssen an den Menschen ganz bestimmte hohe Anforderungen stellende Bedingungen erfüllt sein. Die eine besteht in dem schon genannten Mut zum offenen Wort. Der Sprechende gibt sich in die Hand des Partners, von dem er nicht weiß, wie er das Wort aufnimmt. **Das Sprechen erfordert immer das Wagnis des freien Einsatzes und den Verzicht auf die ‚natürliche‘ Sicherheit. Dazu ist immer ein erhebliches Maß von Selbstüberwindung erforderlich. Aber nicht mindere Anforderungen stellt die Bereitschaft zum Hinhören** (Hervorhebung durch d. Verf.), denn sie verlangt, die naive Sicherheit in der eignen Meinung aufzugeben und ganz offen in die Erörterung

1 vgl. Liebrucks, B.: Sprache und Bewußtsein, 5 Bände, Frankfurt a.M. 1964. In: Bollnow, O. F.: Anthropologische Pädagogik. 3. Aufl. Bern, Stuttgart: Haupt 1983, S. 107

einzutreten mit der Anerkennung der Möglichkeit, dass auch der andre recht haben kann. Wo diese Bereitschaft fehlt, wo die eine Seite die Wahrheit für sich beansprucht und die andre nur noch zu ‚bekehren‘ versucht, da ist einem offenen Gespräch der Boden entzogen, und es entsteht die Form des monologisch-autoritären Denkens, das nur noch den eignen Standpunkt durchzusetzen versucht. Das ist das Abgleiten der sprachlich-menschlichen Beziehungen in die Sphäre reinen Machtdenkens, d. h. in ein unmenschliches, untermenschliches Verhalten.“¹

Neueste Studien belegen am Beispiel des Englischunterrichts an allgemeinbildenden Schulen, dass besonders einer redet: Der Lehrer. Die Lehrkräfte sprechen im Schnitt doppelt soviel wie alle Schüler zusammengenommen. Die Studie belegt auch, dass der Lehrer nicht länger als drei Sekunden auf die Antwort wartet.²

In der Erwachsenenbildung und gerade in der Psychiatrie haben wir die Erfahrung gemacht, dass, wenn keine Antwort kommt, es besser für den Lehrer ist zu überlegen, ob:

- die Frage richtig und verständlich formuliert war oder sie eventuell nochmals etwas anders formuliert werden sollte,
- die Frage ohne Not eine Bloßstellung des Antwortgebers erfordert,
- eine konkretere Frage nachgeschoben werden sollte,
- die Frage etwas provokanter formuliert werden sollte,
- es besser ist, zwei statt einer Minute auf die Antwort zu warten (→ 5.4 Erläuterung der Unterrichtsentwürfe/ad ⑦).

Die im Unterrichtsteil vorgestellte Vorgehensweise sollte flexibel angewandt werden. Eine Rückkoppelung mit den Teilnehmern in Form von mündlichen oder schriftlichen Auswertungen ist dazu unerlässlich. Es kann sein, dass es in Gruppen Phasen gibt, bei denen sie mit ständigen persönlichen Auseinandersetzungen überfordert sind. In diesem Fall ist es durchaus sinnvoll, mehr Theorieinput in Form von Fachartikeln oder Vorträgen des Lehrers mit anschließender Diskussion zu wählen.

Für die Gesprächsinhalte des Lehrers gilt das Prinzip der partiellen Offenheit. Das muss auch ein Lehrer erst lernen. Es wird vermutlich nicht beim Studium vermittelt. Was erzähle ich, was gebe ich von mir preis, was sage ich nicht? Gespräche, die weit in die Intimsphäre gehen, können zunächst die Neugier der Gesprächsteilnehmer befriedigen. Später stellen sich einige Beteiligte aber vielleicht die Frage, inwieweit Privatheit und Intimsphäre überhaupt respektiert werden. Das kann der Beginn eines Vertrauensverlusts sein. Das richtige Maß hängt natürlich auch von der Dauer der Beziehung bzw. der Länge des Lehrgangs und der Häufigkeit des Unterrichts ab.

1 Bollnow, O. F.: ebd., S. 108

2 vgl. „Englisch-Schüler haben nichts zu sagen“. In: NRZ, 60. Jg. Ausgabe Nr. 52, 2. 3. 2006, S. 6. [Anm. des Verf.: Ergebnisse der Desi-Studie zur Effizienz des Englisch-Unterrichts, Bildungsstudie „Deutsch-Englische Schülerleistungen International“. Erste große deutsche Schulleistungsstudie unter Federführung des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung (DIPF)]

3.3 Transparenz

Glas ist durchsichtig, wenn es sauber ist. Trotzdem gibt es den Blick nur für die Dinge frei, die unmittelbar dahinter sind. Wenn Sie durch ein Fenster in ein Haus schauen, sehen Sie nur einen Teil der sich darin befindlichen Dinge. Was sich in den anderen Räumen befindet, bleibt gänzlich verborgen.

Transparenz im Unterricht bedeutet, dass der Teilnehmer sicher sein kann, dass der Lehrer offen und ehrlich zu ihm ist, keine Tricks anwendet und sich sowohl im persönlichen Gespräch als auch im persönlichen Kontakt genauso verhält wie in der Gruppe.

Wie erreiche ich Transparenz?

Es gibt verschiedene Faktoren, die die Transparenz ausmachen. Der Lehrer muss:

- Mit „sich im Reinen“ sein
- Leistungsanforderungen verständlich machen
- Schädlichen Konkurrenzdruck vermeiden
- Ruhe bewahren
- Den Teilnehmern Zeit lassen, sich zu entwickeln
- Tolerant sein
- Wissen, wo Grenzen sind
- Bereit sein, Probleme anzusprechen
- Vergessen können.

Werden Leistungen bewertet, so sind den Teilnehmern die zugrunde liegenden Kriterien vorher bekannt.

Der Lehrer bewertet nach festgelegten Kriterien, die möglichst schriftlich verfasst sind. Die Teilnehmer kennen die Kriterien. Der Lehrer gibt dem Teilnehmer Rückmeldung. Die Rückmeldung kann schriftlich oder mündlich erfolgen. In jedem Fall ist der Lehrer zu einem persönlichen Gespräch bereit.

Im Übrigen fügte sich der eher aktivierende und teilnehmerzentrierte Unterricht sehr gut in das Gesamtkonzept der Weiterbildung ein. Er wurde überwiegend als angenehme Abwechslung zum lehrerzentrierten Unterricht besonders der Dozenten aus dem medizinischen Bereich erlebt.